

## Doing inter\*

### Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf Zwischengeschlechtlichkeit

Katja Sabisch

Die Sozialwissenschaften nähern sich auf zweifache Weise dem Gegenstand Geschlecht. Zum einen betrachten sie *Geschlecht als eine Strukturkategorie*. In einer zweigeschlechtlich, heteronormativ organisierten Gesellschaft bedeutet dies, dass eine soziale bzw. eine sozialstrukturelle Ungleichheit zwischen Geschlechtern und zwischen verschiedenen sexuellen Orientierungen herrscht: Quantitative Studien zeigen zum Beispiel, dass Frauen weniger verdienen als Männer (»gender pay gap«);<sup>1</sup> qualitative Studien wie teilnehmende Beobachtungen oder narrative Interviews bestätigen die sozialstrukturelle Ungleichheit, da gezeigt werden konnte, dass Frauen noch immer den Großteil der Reproduktionsarbeit bzw. der Carework leisten.<sup>2</sup>

Sozialstrukturelle Ungleichheit ist aber auch gesetzlich festgeschrieben: Wenn gleichgeschlechtliche Paare nicht die gleichen Rechte zugesprochen bekommen, zeugt dies von einer tief verwurzelten, objektivierbaren Ungleichheit. Geschlecht und Begehren sind damit sozialstrukturelle Größen, die über Teilhabe, Anerkennung und Partizipation – und damit über die zur Verfügung stehenden Ressourcen – entscheiden.<sup>3</sup>

Zum anderen beschäftigen sich die Sozialwissenschaften mit *Geschlecht als sozialem Konstrukt*. Demnach ist Geschlecht etwas, was wir tun und nicht etwas, was wir sind – so die Grundannahme des *doing gender*. Das konstruktivistische Paradigma fragt demzufolge nicht nach den Ursachen von Ungleichheiten, sondern danach, wie diese hergestellt werden. Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit werden in dieser Theorietradition als ein Ergebnis komplexer sozialer Prozesse analysiert. Dieses *doing gender* macht zum Beispiel die Gebärfähigkeit von Frauen zur Grundlage eines separierten und tendenziell benachteiligenden Status – und

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/themen-lotse,did=88096.html>, grundlegend Aulenbacher, Brigitte (2008): „Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis“, in: Wilz, Sylvia (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden, 139-166.

<sup>2</sup> Vgl. Hochschild, Arlie (2006): Keine Zeit: Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Wiesbaden.

<sup>3</sup> Vgl. Sabisch, Katja/Lenz, Ilse/Wrzesinski, Marcel (2012): Anders und Gleich in NRW. Gleichstellung und Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Duisburg-Essen: Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 15.

nicht umgekehrt. Also: Nicht »der natürliche Unterschied« konstituiert die Bedeutung, sondern die Bedeutung konstituiert die Differenz.<sup>4</sup>

### Die Dramatisierung der Differenz oder How can we do inter\*?

Beide Perspektiven – Geschlecht als soziale Strukturkategorie und Geschlecht als soziales Konstrukt – sind wichtig für den sozialwissenschaftlichen Blick auf Inter\*. So kann eine genauere Analyse der Lebenslagen von inter\*-Menschen Auskunft über die Dimensionen sozialer Ungleichheit und Diskriminierungen geben, z.B. in rechtlicher, administrativer, medizinischer oder politischer Hinsicht.

In der Perspektive des *doing gender* stellt sich die Frage, wie Inter\* in einer zweigeschlechtlich organisierten Gesellschaft getan werden kann. Dabei ist keinesfalls die Möglichkeit eines *doing inter\** gemeint, denn dies wird längst und lange praktiziert. Die Frage, die hier gestellt werden soll, lautet folgendermaßen: Wie wird inter\* in alltäglichen Interaktionen zur Geltung gebracht? Interaktionen sind allerdings nicht einfach Handlungen: Vielmehr stellen sie einen formalen Prozess eigener Art dar, da dieser Prozess Zwänge impliziert. Wenn also von Zwangsheterosexualität und Zwangszweigeschlechtlichkeit gesprochen wird, dann sind es nicht in erster Linie Gesetze, sondern vor allem Interaktionen, die diese Zwänge wirksam und greifbar werden lassen. Denn im Prozess der Interaktion besteht der Zwang zur kategorialen Identifikation der Interaktionsteilnehmer\_innen – und genau dabei wird Geschlechtszugehörigkeit zentral. Anders ausgedrückt: Mein Gegenüber wird identifiziert und kategorisiert – und hier spielt Geschlecht eine große Rolle. Denn diese Identifikation stellt ein komplexitätsreduzierendes Klassifikationsschema dar – die Welt wird geordnet, indem sie kategorisiert wird.

Geschlecht ist demnach omnipräsent. Der Soziologie Stefan Hirschauer hat dies in seiner berühmten Transsexuellen-Studien auf eindruckliche Weise gezeigt. Er zeigt hier, dass der Rekurs auf natürliche Geschlechtsunterschiede ein Rekurs auf eine kulturell hergestellte Zeichenrealität ist. Geschlechtszugehörigkeit ist ein Effekt von interaktionistischen Leistungen. Dennoch erscheint sie als natürlich, weil Geschlechtszugehörigkeit als eindeutig ablesbar, angeboren und unveränderbar konstruiert wird.<sup>5</sup>

Zwar wurde durch die Studie deutlich, dass Geschlecht und damit auch Zweigeschlechtlichkeit nicht natürlich sind; allerdings wurde ebenso deutlich, dass Zuschreibung und Darstellung das System der Zweigeschlechtlichkeit selten verlas-

---

<sup>4</sup> Gildemeister, Regine (2004): „Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung“, in: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (Geschlecht und Gesellschaft; Bd. 35). Wiesbaden: 132–141.

<sup>5</sup> Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt/M.

sen. Nach Kessler und McKenna wird der Zuschreibungsprozess von dem Alltagswissen über Zweigeschlechtlichkeit gesteuert, da die Teilnehmer\_innen gezwungen werden, entweder einen Mann oder eine Frau zu sehen.<sup>6</sup> Es geht also streng genommen nicht um doing Gender, sondern um *doing Bi-Gender*, um das Tun der Zweigeschlechtlichkeit.

### Doing Inter\*: Zwischengeschlechtlicher Alltag

Die Studentin Anike Krämer hat im Rahmen ihrer Masterarbeit über Intersexualität drei narrative Interviews mit Eltern von intersexuellen Kindern geführt und mir für diesen Beitrag das Material dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. Die Analyse erfolgte problemzentriert, was meint, dass sich die Auswertung auf zwei wesentliche Aspekte beschränkte: zum einen auf die Erfahrungen der Eltern mit Mediziner\_innen (vor allem kurz nach der Geburt), zum anderen auf Diskriminierungserfahrungen im Allgemeinen.

Bei der Durchsicht der Interviews ist augenfällig, dass alle Befragten angeben, bislang keine Diskriminierungen erlebt zu haben. Dies gilt allerdings nicht für die entscheidende Phase direkt nach der Geburt des Kindes, welche bei allen Familien von großer Unsicherheit und Angst gekennzeichnet war. Eine Mutter bringt es auf den Punkt: »Wir hatten einfach keine Fähigkeit, Intersexualität zu denken«, und weiter: »dafür haben wir keine Kategorie« (Transkript C: Z 101/102). Die Unwissenheit der behandelnden Ärzt\_innen, die allesamt als »beschämt«, »verdatert«, »nicht wirklich fähig, darüber zu sprechen« (Transkript C: Z 41f.), »wenig einfühlsam« und »uninformiert« (Transkript B: Z 82f.) beschrieben wurden, verstärkte die Ängste der Eltern – ebenso der Umstand, dass das Klinikpersonal nur in größeren Gruppen das Krankenzimmer betrat. Besonders hervorzuheben ist die Rolle einer Psychologin, die direkt zu einer geschlechtszuweisenden Operation riet: Das »Anders-sein« bzw. die »Geschlechtslosigkeit« würde das Kind künftig vor große Probleme stellen und mehr noch: Der Verzicht auf einen chirurgischen Eingriff gleiche einem »gesellschaftlichem Experiment«, welches die Eltern dem Kind zumuten würden (Transkript A: Z 477-495).

An dieser Stelle wird ersichtlich, wie medizinische Eingriffe lebensweltlich begründet werden. *Doing gender*, also der omnipräsente gesellschaftliche Zwang zur eindeutigen und unveränderlichen Darstellung von Zweigeschlechtlichkeit, wird hier in ein folgenschweres *making (bi)gender* übersetzt, welches aus ethischer wie juristischer Perspektive eine Menschenrechtsverletzung darstellt.<sup>7</sup> Dass

---

<sup>6</sup> Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy (1978): *Gender – An Ethnomethodological Approach*. New York.

<sup>7</sup> Plett, Konstanze (2009): „Intersex und Menschenrechte“, in: Lohrenscheit, Claudia (Hg.): *Sexuelle Selbstbestimmung als Menschenrecht*. Baden-Baden. S. 151-167 sowie Plett, Konstanze (2012): „Geschlecht im Recht – eins, zwei, drei viele? Rechtshistorische und gendertheoretische Betrachtungen“, in: Schweizer, Katinka/Richter-Appelt, Hertha (Hg.) (2012): *Intersexualität kontrovers. Grundlagen, Erfahrungen, Positionen*. Gießen, S. 131-152.

die von der Psychologin in Anschlag gebrachte Gleichung *geschlechtliche Uneindeutigkeit = soziale Ungleichheit* jedoch zu kurz greift, zeigen die Erfahrungen der befragten Mütter. Eine Interviewte berichtet, dass sie bislang ausschließlich auf Interesse gestoßen sei, dass »nie irgendwie« jemand gesagt habe, »da muss man aber was machen oder das geht doch nicht« (Transkript A: Z 257f.); eine andere erzählt, dass sie bislang mit der »Offenheit überhaupt keine Probleme hatten« (Transkript B: Z 366). Keine der Befragten berichtet von schlechten Erfahrungen außerhalb des medizinischen Betriebs; keine hat den Eindruck, ihr Kind würde gemieden (vgl. Transkript A: Z 255-266) oder gar gemobbt (vgl. Transkript B: Z 357-360). Auch wird das eigene Erleben von Zwischengeschlechtlichkeit reflektiert: Ein Elternpaar hatte sich nach der Geburt des Kindes vorgenommen, die Besonderheiten der Situation bzw. ihre Erlebnisse täglich zu dokumentieren – nun sei es aber so, dass die Intersexualität des Kindes »zwischen Schuhe zubinden und Badewanne einlaufen lassen« (Transkript C: Z 382) verortet wird. Eine solche Veralltäglichsung von Zwischengeschlechtlichkeit wäre nicht möglich, würde das soziale Nahfeld ablehnend oder irritiert reagieren. Zudem berichten die Eltern von einer großen Unbefangenheit der Kinder bezüglich ihrer Geschlechtlichkeit, was typisch für die betreffende Altersgruppe der Drei- bis Achtjährigen ist. Alle befragten Eltern reden regelmäßig mit ihren Kindern über Intersexualität, um das Thema nicht zu tabuisieren oder aus dem Blick zu verlieren: »[I]ch hab sie gestern Abend noch mal gefragt (lacht), wie findest du's eigentlich Mädchen und auch ein bisschen Junge zu sein, da meinte sie: Toll (lacht)« (Transkript B: Z 597-599).

Auch in außerfamiliären Kontexten traten bislang keine Probleme auf. Alle Mütter bewerten die Erfahrungen im Kindergarten und den Umgang der Erzieherinnen mit der Intersexualität ihres Kindes durchweg positiv (»total locker«, Transkript A: Z 207; »überhaupt kein Problem«, Transkript B: Z 357). Ein Kind sagt über sich selbst: »Im Kindergarten, da bin ich nur ein Mädchen«, aber »manchmal auch wie ein Junge, ich spiel ja auch manchmal mit Autos« (Transkript B: Z 306f.). Eine Mutter berichtet, dass das Thema »Junge oder Mädchen« anlässlich einer Kindergartenfreizeit »stärker zum Thema wurde«. Daraufhin hat sie mithilfe des Kinderbuchs »Lila oder: Was ist Intersexualität«<sup>8</sup> nochmals erklärt, was Zwischengeschlechtlichkeit bedeutet. Da ihr Kind jedoch die Farbe Grün lieber mag, verwendete die Mutter die Mischung der Farben Blau und Gelb, um die Zwischengeschlechtlichkeit des Kindes zu illustrieren: »Annette ist dann eben grün [...]«, erklärte sie, »worauf dann wohl irgendwelche Kinder nach Hause gegangen sind und gesagt haben [...] sie habens jetzt völlig verstanden, Annettes Zellen sind alle grün ((lacht))« (Transkript C: Z 233f.).

Die Erfahrungen in der Schule werden ähnlich unproblematisch dargestellt. Von enormer Bedeutung sind hier die Einstellungen der Lehrer\_innen. In einem Fall wurde durch das Spiel »Mein rechter, rechter Platz ist frei« von einer Lehrerin

---

<sup>8</sup> Einzusehen unter <http://www.db.intersexuelle-menschen.net/includes/pdf/Lila.pdf>, zuletzt abgerufen am 06.01.2014.

verdeutlicht, dass das Kind eben nicht nur Mädchen oder Junge ist, sondern beides: »dann haben dann welche gesagt ich will, dass das Mädchen mit dem roten Pulli hierherkommt«, woraufhin die Lehrerin meinte: »bei manchen kann man das so klar sagen, aber bei manchen wissen wir es auch nicht so genau und so ist es auch bei Anette [...] und deswegen darf die auch auf die Jungstoilette gehen und basta«. Die Mutter resümiert: »Und das haben die Kinder wohl geschluckt«, denn: »weil wenn die Lehrerin sagt, es ist okay, [...], dann ist für die Kinder das okay« (Transkript C: Z 272f.). Als besonders beeindruckend wurde die Rolle eines Sportlehrers beschrieben, der seine Sprechweise der Intersexualität des Kindes anpasste. Er sagte nicht mehr »die Jungs gehen jetzt darüber und die Mädchen darüber«, sondern: »wer jetzt in die Jungsumkleide geht, der geht bitte hier lang und wer in die Mädchenumkleide geht, bitte hier lang« (ebd.: Z 295f.). Neben einer sprachlichen Veralltäglichen von Zwischengeschlechtlichkeit werden auch Erlebnisse geschildert, die die Intersexualität des Kindes als besonders und gewünscht herausstellen. So berichtet eine Mutter von der Reaktion einer Schwimmlehrerin, die ihr Kind gefragt hat: »[W]as bist du jetzt eigentlich? Mädchen oder Junge?«. Auf die Antwort »beides« reagierte sie »total begeistert«: »[B]oah das find ich toll [...] wenn jemand fragt bei meinen Söhnen dann sag ich immer: Ja, ich denk ein Junge, aber wer weiß?« (Transkript A: Z 314-317).

Trotz dieser durchweg unterstützenden Erlebnisse im Kindergarten und in der Schule schließen die Befragten mögliche Diskriminierungen jedoch nicht aus. Eine Mutter empfiehlt diesbezüglich, dass das gesamte Lehrer\_innenkollegium über die Zwischengeschlechtlichkeit des Kindes unterrichtet wird, denn: »[D]ann gibt's irgendwann doch mal ne Auseinandersetzung aufm Schulhof und die anderen Lehrer wissen gar nicht Bescheid [...] das ist für mich falsch verstandene Rücksichtnahme« (Transkript C: Z 305-307). Alle befragten Mütter berichten zudem über die anfängliche Unsicherheit des sozialen Umfeldes, die mit der Unwissenheit über Intersexualität einhergeht. Aus diesem Grund sieht eine Mutter ihre vordringlichste Aufgabe darin, den Menschen »Brücken zu bauen« (ebd.: Z 204), um ihnen und ihrem Kind einen offenen Umgang mit der Zwischengeschlechtlichkeit zu ermöglichen.

### **Fazit: Yes, we can! (do inter\*)**

Die Auswertung der drei Interviews zeigt, dass inter\*-Kinder und ihre Eltern im Alltag kaum Diskriminierung und Ausschluss erfahren. Dennoch wird mehr als deutlich, mit welchen Ängsten und Unsicherheiten Eltern, aber auch Mediziner\_innen konfrontiert sind.

Die Ängste der Eltern konzentrieren sich jedoch vornehmlich auf die Zukunft ihrer Kinder; alle haben die Befürchtung, dass ihre Kinder sich in einer zweigeschlechtlich organisierten Welt nicht annehmen können oder dass die Kinder ihnen wegen bestimmter medizinischer Entscheidungen im Säuglingsalter Vorwürfe machen. Ebenfalls wurde deutlich, dass kaum ein\_e Mediziner\_in souverän

mit der diagnostizierten Zwischengeschlechtlichkeit umgehen kann. Das Klinikpersonal weiß in den meisten Fällen wenig bis gar nichts über Intersexualität. Diese Unsicherheit zeigt sich darin, dass manche Ärzt\_innen sich nur in Fünfer- bzw. Siebenergruppen in das Krankenzimmer trauen – und damit die Eltern nur noch mehr verunsichern.

Im Gegensatz dazu scheinen die Pädagog\_innen in Kindergärten und Schulen unvoreingenommener zu sein. Aber auch hier gibt es Aufklärungsbedarf: Wichtig sei nämlich, so berichtet eine Mutter, dass zum Beispiel das gesamte Kollegium über die Zwischengeschlechtlichkeit des Kindes erfährt und eben nicht nur die Klassenlehrerin. Denn sollte es zu unangenehmen Situationen auf dem Schulhof kommen, sind alle Personen unterrichtet und könnten ggf. eingreifen.

Benötigt wird demzufolge eine breit angelegte Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit, die sich an alle relevanten Handlungsträger\_innen richtet. Nur so können Unsicherheiten und Ängste – sei es in Kreißsälen, Krankenhäusern oder Kindergärten – vorgebeugt und vermieden werden. Ebenso wichtig ist es jedoch, die Forschung zum Alltag von inter\*-Kindern und Eltern fortzuführen. Denn wenn sich die Ergebnisse weiter bestätigen lassen – also das Nichterfahren von sozialem Ausschluss – erübrigt sich das wichtigste ›medizinische‹ Argument, welches immer wieder von Ärzt\_innen als Grund für eine geschlechtszuweisende Operation genannt wird: die vermutete umfassende Diskriminierung.